

Wo, wo leuchten sie denn, die fernhintreffenden Sprüche?
Delphi schlummert, und wo tönet das große Geschick?
Wo ist das schnelle? wo brichts, allgegenwärtigen Glücks voll,
Donnernd aus heiterer Luft über die Augen herein?“

(Elegie „Brot und Wein“)

Gespräche mit Spätheimkehrern

Ein Bericht von BERNHARD ZITTEL

Um die Spätheimkehrer aus dem Osten ist es nach den rauschenden Empfindungen ruhig geworden. Sie sind heimgekehrt, aber doch längst noch nicht alle daheim. Mancher von ihnen stellte inzwischen fest: „Die Heimat erreicht, aber den Anschluß nicht gefunden.“ Nicht nur, weil viele Hunderte der Heimgekehrten ihre alte Heimat jenseits des Eisernen Vorhangs verloren haben und nun auf der Suche nach einem neuen Daheim sind.

Der Satz gilt in einem viel tieferen Sinn. Auch die Heimkehrer, die Heim und Familie und selbst ihre alte Arbeitsstätte im Büro und an der Werkbank wieder vorfanden, sind irgendwie noch unterwegs. Das ist der vorherrschende Eindruck, den uns die seit Ende März laufenden und bis in den Hochsommer geplanten Wochenendgespräche vermittelten, die die Münchner Volkshochschule auf Anregung ihres Direktors Dr. Witthalm mit Unterstützung des Bundes und des Landes Bayern in ihrem neuen Heim Buchenried in Leoni am Starnbergersee veranstaltete. Die gleichzeitigen Wochenendbegegnungen, Freizeit- und Werkwochen mit Spätheimkehrern in den übrigen deutschen Bundesländern, etwa in Niedersachsen (angeregt durch den Sozialminister Pastor Albertz), in der Jugendherberge Speyer für Rheinland-Pfalz und in der Bauernschule Waldsee für Südwürttemberg-Hohenzollern verstärken noch diesen Eindruck.

Die folgenden Eindrücke stützen sich in erster Linie auf die persönlichen Erfahrungen in Haus Buchenried. Gespräche mit Teilnehmern an außerbayerischen Kursen bestätigen, daß die Ergebnisse dort, von kleinen Abweichungen — etwa in religiösen Fragen — abgesehen, auf derselben Linie liegen, so daß unser Bericht den Typus des Spätheimkehrers treffen dürfte. Dies um so mehr, als die Teilnehmer nach Alter, Beruf, sozialer Herkunft, Glaubensbekenntnis und politischer Einstellung so stark gemischt waren, daß sie einen gewissen Querschnitt darstellen. Inzwischen zeigt auch das starke Interesse, das diese Treffen im In- und Ausland, bei den zuständigen Behörden und Kirchen, Professoren der Soziologie und Verbänden gefunden haben, daß die Gespräche wertvolle Hinweise und Winke für die Begegnung mit den Spätheimkehrern im Alltag, ihr Einwachsen in Beruf und Familie gaben, darüber hinaus aber auch fruchtbar werden können für unsere eigene Haltung im Strudel der Gegenwart.

Noch ein Wort zur Methode. Es war den Heimkehrern freigestellt, ob sie nach einem Stundenplan festgelegte Vorträge mit anschließender Aussprache haben wollten. Einmütig entschieden sie sich für zwanglose Gespräche, die allerdings dann nach Absicht der Veranstalter klar um bestimmte Themengruppen kreisten, wie Gefangenschaft als Schicksal oder Zulassung, die Welt des Ostens, die Welt des Westens („was fiel Ihnen in der Bundesrepublik auf, positiv, negativ, politisch, wirtschaftlich, geistig, religiös?“), die Eingliederung in der Heimat (Schwierigkeiten mit sich selbst, die Begegnung mit der Familie, Beruf, religiöse Fragen usw.), und auf ein klares Ziel ausgerichtet waren: Neuorientierung und Bestimmung des eigenen Standortes durch Rückbesinnung auf das, was war und was ist. Soweit es der Verlauf der Gespräche nahelegte, wurden kurze informierende, fachliche und politische Referate von Mitarbeitern der Volkshochschule, teilweise auch von Geistlichen beider Konfessionen, eingeflochten.¹

Die Gespräche wollten kein ästhetisches Geplänkel sein, noch im reinen Bildungsbereich stecken bleiben. Umgekehrt sollten die Teilnehmer zu keiner bestimmten Ansicht „bekehrt“ werden. Beim Bemühen um größte Sachlichkeit ging es zunächst um eine Bestandaufnahme und „existentielle“ Besinnung. Wo es sich aus dem Verlauf der Gespräche ergab, wurden selbstverständlich auch die persönlichen, subjektiv gefärbten Ansichten aller Gesprächspartner ausgesprochen. Die übliche Vortragsform hatten die Teilnehmer mit der Begründung abgelehnt, daß man jahrelang mit Schulungskursen gefüttert worden sei und sich jetzt einmal frei aussprechen möchte. Allerdings zeigten sich in der Praxis als Erbe der Gefangenschaft bei vielen Sprechern die ersten Hemmungen: manche waren mißtrauisch, ob man sich überhaupt offen aussprechen könne, ob ihre Worte nicht mitgeschrieben würden, oder, wie ein 23jähriger es ausdrückte, „ein Spitzel“ unter ihnen sei; andere spürten Lücken im Sprachschatz.

Die Tagungen wurden jeweils mit einer persönlichen Vorstellung der Teilnehmer in Form eines Rundgespräches am Freitagabend eröffnet. Jeder erzählte in etwa drei Minuten seinen Lebenslauf. Dieses Verfahren bewährte sich ausgezeichnet und schuf von Anfang an eine Atmosphäre des Vertrauens. Je nach Charakter schwankten die Berichte zwischen telegrammartigen Kurzanlagen und erschütternden weitausholenden Bekenntnissen. Für alle Beteiligten wurden diese Stunden zum tiefen Erlebnis. Ein Meer von Leid und Not, von Niederlagen und Siegen, Hoffnung und Bangigkeit und vor allem auch von menschlicher Bewährung sammelte sich an. Es war ergreifend, wenn etwa ein Heimkehrer aus Jugoslawien, der zum Tode verurteilt war, in gebrochenem Deutsch berichtete, wie er in Erwartung des Gnadenschusses in seinem Innern ganz ruhig war, weil er an Chri-

¹ Sehr gut bewährt hat sich die Teilnahme von einigen Frauen, die zu jedem Treffen eingeladen waren, da die Heimkehrer mit ihnen z. B. auf Spaziergängen ihre persönlichen Anliegen (Ehefragen) besprechen konnten.

stus glaubte und im Gebet die stärkste Waffe fand, wie er vertraute, daß Gott ihn zu seiner Frau und seinen Kindern führen werde, wie er dann hoffnungsvoll nach München kam und hier erfahren mußte, daß seine Frau ihn verlassen und mit einem Amerikaner nach USA ausgewandert war und ihm auf alle seine Briefe keine Antwort mehr zukommen läßt, während er sein Barackenzimmer mit fünf andern Kollegen teilt. Was soll man einem solchen leidgeprüften Menschen auf seine Frage: „Sagen Sie mir, was soll ich tun?“, antworten — man kann ihn nur bewundern, wenn er sich selbst dann die Antwort gab: „Christus wird mich auch in Zukunft nicht verlassen.“

Oder: Unter 27 Teilnehmern waren 15 zum Tode oder zu 25, 50, ja zu 75 (= 3 mal 25) Jahren Zwangsarbeit verurteilt. Man hätte diese Menschen hören müssen, wie sie berichteten: ohne Haß, Bitterkeit und Rache; sachlich, nüchtern machten sie eine Bestandaufnahme ihres Lebens wie ein mittelalterlicher Chronist. Die Gefühle waren gedämpft, nur die Tatsachen ragten nackt empor und wirkten dadurch um so eindringlicher. Ein klares Urteil, ein souveräner Abstand dem Erlebten und Erlittenen gegenüber, der Wille zu rückhaltloser Offenheit, auch dort, wo man — etwa im Glauben an das NS-Regime — eigene Schwächen bloßlegte, zeichneten fast alle Sprecher aus. Höchstens dort, wo es um rein persönliche Dinge, wie Eingliederung in der Heimat, Hilfe für die Heimkehrer usw. ging, betrachteten die Sprecher gelegentlich die Situation aus einer, zwar verständlichen, aber doch etwas einseitigen Gefangenenperspektive. Irgendwie hatte das Erlebnis des russischen Raumes und der Zeitlosigkeit Sibiriens auf diese Menschen abgefärbt. Sie sahen ihr eigenes Schicksal und später auch die Welt des Westens nicht mehr aus der Kirchturmperspektive, sie hatten einen Blick bekommen für das Wesentliche und die Größenverhältnisse, legten Maßstäbe an, die am Ewigen gemessen waren, so daß mit Recht ein „Dahingeblieder“ sagen konnte: „Bei aller Tragik sind Sie um diese unmenschlichen Einsichten zu beneiden. Gebe Gott, daß auch die Menschen im Westen diesen Blick und etwas von Ihrer aufrüttelnden Unruhe hätten.“

Die Welt des Ostens

Mit denselben Augen hatten die einstigen Gefangenen auch die Welt des Ostens, die ganz andere Wertmaßstäbe kennt, sehen gelernt. Zunächst unterschieden sie sehr scharf zwischen dem russischen Menschen und dem herrschenden System, das ihm aufgepropft, von den Heimkehrern aber radikal abgelehnt wurde. Im Osten erlebten sie die Herrschaft des Apparats, der brutalen Macht, des Mißtrauens, des organisatorischen Leerlaufes, der gewollten Entthronung Gottes, daneben aber auch ein gläubiges Volk, das wallfahren geht und die Kirchen füllt, doch auch — vor allem in der Jugend — fortschrittsgläubig dem Gott der Technik huldigt — ihr Gottes-„Zeichen“ ist die ausgebrannte Glühbirne, die fast jede Kate ziert. Ein Land der größten Gegensätze, das nur auf den einen Nenner zu bringen ist:

„das Land der unbegrenzten Unmöglichkeiten“. Eine Welt, in der das Leid zum täglichen Brot gehört, in der aber auch der Glaube noch nicht erstorben ist, daß das Leid zur Erlösung führt. Nicht minder stark durchlebten die Gefangenen am eigenen Leib den Zwang des östlichen Dogmas, die letzten Folgerungen eines totalitären Systems, das die Freiheit und eigene Initiative sowie jede Verantwortung mordet und nur die von Moskau ferngesteuerte Norm kennt. Deutlich sahen die Heimkehrer die alles bedrohende Stärke eines solchen Systems, ohne allerdings auch seine Grenzen und Schwächen zu verkennen. Am schwersten trugen alle unter der Last der Unfreiheit und des Zwanges.

Die Welt des Westens im Urteil der Spätheimkehrer

Um so stärker beeindruckte die Heimkehrer nach dem Überschreiten der Zonengrenze die Freiheit im Westen, angefangen von den ersten Nachrichten und Kommentaren, die sie im chromblitzenden Omnibus auf der Fahrt ins Lager Friedland aus dem Rundfunk hörten, bis zur Vielfalt der Zeitungen und Illustrierten. „Da kam's wie ein Rausch über mich, mein Gott, die Menschen dürfen hier ja sagen, was sie wollen; sie sind witzig, da ist Geist, da ist Leben — es war ein völlig überwältigendes Gefühl.“ Im Westen hat jeder eine Chance, „die eintönige und stumpfe Uniformierung der östlichen Welt ist aufgehoben“. Ein anderer: „Das Bewußtsein der Freiheit ist gewiß das größte Erlebnis hier im Westen.“ Aber kritisch fügte er hinzu: „Doch war ich im Gefängnis, nur mit Hemd und Hose bekleidet, auf eine Art frei wie noch nie.“ In diesem Augenblick hätte man gewünscht, alle Menschen des Westens könnten solche Bekenntnisse hören. Die Heimkehrer haben schätzen gelernt, was uns selbstverständlich, leider zu selbstverständlich geworden ist. Aus diesem Erlebnis entsprang von selbst die Erkenntnis und der Wille: diese Freiheit ist ein Gut, das um jeden Preis verteidigt werden muß, weil es das einzig Lebens- und daher Verteidigungswerte ist. Aus dieser Sicht heraus bekannten sich z. B. etwa 99 von Hundert aller Teilnehmer zur EVG oder einer anderen Form der Verteidigungsbereitschaft, ja man hatte stellenweise das Gefühl, daß sie aus dieser „Überbelichtung“ zu radikalen Forderungen kamen, wie etwa jener junge Student, der für den Präventivkrieg gegen den Osten eintrat.

Ausnahmslos beobachteten alle Heimgekehrten sehr kritisch die neue Welt, die sich ihnen in der Bundesrepublik auftat. Sie staunten zunächst wie Kinder; viele nützten die ihnen gewährte 75%ige Fahrpreismäßigung aus und reisten mit offenen Augen durch Westdeutschland. Bündelweise kauften sie sich Zeitungen und Illustrierte aller Schattierungen, um ihren Hunger nach objektiver Information zu stillen und ihr erstes Urteil zu überprüfen. Die Welt des Westens kannten sie ja nur aus den gefärbten Vorträgen der Kommissare und den ostzonalen Zeitungen, die in den Lagern massenhaft auflagen. („Aber wir haben mit der Zeit gelernt, kritisch zwischen den Zeilen zu lesen.“)

Die Heimkehrer kosteten die „Chance der Freiheit“ aus, die die westliche Welt jedem bietet, fanden sie aber bald getrübt durch ein Übermaß an Freiheit, das nach ihrem Urteil vielfach in Zügellosigkeit ausartet. Das Ergebnis ihrer Eindrücke faßten sie sehr einsichtig zusammen: 1. Wir brauchen eine Freiheit in Bindung. 2. Wir brauchen Macht und Freiheit, wobei aber die Freiheit nicht von der Macht verschlungen werden darf. Der Mensch im Westen stellte sich ihnen im „Phänotyp“ so dar: er hetzt und rast, „jeder geht seinen Weg mit Ellenbogen“, er rennt nur nach Verdienst und Gewinn, hängt vielfach nur am Materiellen, sucht „panem et circenses“, ist verliebt in sein Motorrad und Auto, in Camping und Feste, lebt in den Tag hinein; alles ist zu amerikanisch, es fehlt die tiefere Besinnung. Die Zeitungen suchen jeder Ansicht gerecht zu werden, lassen aber einen klaren eigenen Standpunkt vermissen. Der wirtschaftliche Aufstieg in der Bundesrepublik überwältigt die Ankömmlinge, kann ihnen aber nicht ein gewisses Mißtrauen nehmen, daß alles nur Fassade ist, hinter der noch viel Not wohnt. Die soziale Frage ist noch nicht befriedigend gelöst, wenn auch gute Ansätze zu erkennen sind, z. B. Gewinnbeteiligung der Arbeiter. Am stärksten amerikanisiert sind Filme und Illustrierte mit ihren Sensationsberichten und die Jugendlichen, angefangen von ihrem Trieb, sich auszuleben, bis zu ihren buntscheckigen Hemden, engen, kurzen Hosen und der Liebe zum Jazz. Das Interesse für Politik und religiöse Fragen scheint gering. Man ist zufrieden, wenn der Magen gesättigt ist.

Die Heimkehrer wurden den Eindruck nicht los, daß ihre Mitmenschen im Westen „auf brüchigem Eis tanzen“, daß sie gar nicht ahnen oder wenigstens nicht ahnen wollen, welche Gefahr der westlichen Welt aus dem Osten droht. Immer wieder stellten sie in diesem Zusammenhang die Frage: was hat der Westen dem Osten entgegenzustellen? Dabei ging es ihnen nicht nur um die militärische Stärke — „den Osten kann nur die Macht beeindrucken“ —; denn „letztlich entscheiden die geistigen Werte“. Daher muß nach ihrer Ansicht der östlichen Ideologie eine zugkräftige Idee entgegengestellt werden. Aber gibt es diese Idee? Es fielen die Stichworte: Abendland, europäisches Bewußtsein und Erbe, Freiheit, Demokratie, Christentum. Um es vorwegzunehmen: das Schlagwort vom Abendland ist abgegriffen und hohl, „es zieht nicht“. Die Heimkehrer hatten vielmehr das Gefühl, daß wir in einem Land leben, „in dem es Abend wird“. „Bei uns hier wird zu viel geredet und nichts getan.“ Nach ihrer Meinung fehlt die starke Hand, die alle Interessen unter einem klaren, lebens- und verteidigungswerten Ziele eint. Statt dessen „vertreten tausend Leute tausend Sachen“.

Dagegen stellten viele Sprecher die ungebrochene, naturverbundene, durch keinen Rationalismus angefressene Kraft des östlichen Menschen, der trotz des herrschenden Systems noch in letzten Ordnungen lebt, während der überkritische westliche Geist alles seziert, aufspaltet und in Frage stellt.

Am stärksten beeindruckt waren die Heimkehrer von jenen Politikern, etwa Adenauer, „die eine Konzeption haben und darnach handeln“.

An dieser Stelle schälten sich unter den Teilnehmern meistens zwei Grundtypen heraus. Die einen wollten eine Parole, eine Idee, gebrauchsfertig dargeboten in der Form eines zugkräftigen Schlagwortes — „geben Sie mir ein Rezept, nach dem ich handeln kann“ —, ein anderer trat für die Wiedereinführung der Militärpflicht ein, damit seine ungezogenen Kinder wieder Disziplin lernen. Irgendwie spürte man bei den Vertretern dieser Gruppe, daß sie ohne Rücksicht auf das eigene Erleben in der Gefangenschaft und die ersten Eindrücke in der Heimat — offensichtlich haben sie beide Komplexe seelisch noch nicht verarbeiten können — am liebsten dort wieder anknüpfen wollten, wo sie am Tage ihrer Gefangennahme stehengeblieben waren. Etwa jener Bauunternehmer, der sich darüber aufregte, daß während seiner Abwesenheit seine Frau mit den Kindern wieder den Weg in die Kirche fand, der er im Dritten Reich mit seiner Familie den Rücken gekehrt hatte. Es ging gegen seine „Ehre“, jetzt wieder anzubeten, was er damals verbrannt hatte.

Die Vertreter der zweiten Gruppe waren in der Überzahl. Sie lehnten alle „Rezepte“ entschieden ab. Sie hielten wenig von abstrakten Ideen und Parolen — „gerade sie haben uns ja ins Unglück gestürzt“ — und betonten ganz konkrete Tatsachen, die den Vorzug der westlichen Welt dem Osten gegenüber kennzeichnen, etwa das Recht der freien Meinungsäußerung, zu leben, wie es unserer Art entspricht, ein eigenes Haus, gutes Auskommen für sich und die Familie, ein lebensfähiges Deutschland und geeintes Europa. Hier zeigt sich, wie übrigens auch später bei den religiösen Fragen, der nüchterne Sinn der meisten Heimkehrer. Sie wollen ihre geistigen Leitbilder konkretisiert sehen. Nicht vagen Ideen nachrennen, sondern die Motive für ihr Handeln in erfüllbaren Nahzielen finden, angefangen vom Eigenheim und sicheren Arbeitsplatz bis zur politischen und wirtschaftlichen Einigung Europas, in der sie den sichersten Schirm gegen östliche Expansion sehen, und einem echten, gelebten Christentum der Tat.

Neben der Hoffnung stand freilich immer der Zweifel. Warum verzögert sich der europäische Zusammenschluß, warum sind die Franzosen so kurz-sichtig, warum drängen die Amerikaner nicht stärker auf ein vereintes Europa, wie kann man für ein neutralisiertes Deutschland eintreten? Aus diesem Grunde konnten viele z. B. die Politik der SPD und das Verhalten Niemöllers freilich nicht verstehen. Man darf nicht vergessen, daß die Heimkehrer die Entwicklung der Nachkriegszeit nicht miterlebt haben und aus diesem Grunde auch zu manchem Fehltrail kommen. Aber sie haben den ehrlichen Willen, über die Entwicklung in Westdeutschland seit 1945 ausgiebig unterrichtet zu werden. Immer wieder verlangten sie Hinweise auf Handbücher, Zeitungen und Bücher, die sie über die Zeitgeschichte unterrichten könnten. Im ganzen gesehen, haben sie die politische Weltlage klar erfaßt und ebenso klare Folgerungen daraus gezogen. Gemeinsam war

allen Heimkehrern, auch jenen, die, wie sie selbst bekannten, einmal überzeugte Anhänger des Nationalsozialismus waren, die Ablehnung der Diktatur in jeder Form, positiv die unbedingte Bejahung der demokratischen Lebensform. Zunächst der Demokratie schlechthin, während für viele die gelebte Demokratie, die sie in Westdeutschland vorfanden, noch manche Wünsche offenläßt.

Die Gespräche waren so angelegt, daß etappenweise immer die Ergebnisse zusammengefaßt und praktische Folgerungen für die Heimkehrer selbst gezogen wurden. Im vorliegenden Fall mündeten sie in die Frage: wie stellt sich der einzelne Heimkehrer zur Politik, zu den Parteien, und was kann er selbst tun. Auch hier gab es wieder zwei Gruppen. Die einen lehnten jede Beschäftigung mit der Politik ab: „Wir sind einmal hereingefallen, wir haben genug.“ Zum Teil hielten sie die Zeit für eigene politische Betätigung noch nicht gekommen, weil andere Fragen wichtiger sind: die Suche nach einer Stellung, die Zusammenführung der Familie, Wiederherstellung der Gesundheit. Ein Teil der Zögernden ließ sich mit dem Hinweis, daß sie mit dieser Ansicht ihre früheren Erkenntnisse entkräften, überzeugen, daß es für die Heimkehrer kein Abseitsstehen geben darf, und schwenkten zur zweiten Gruppe über. Diese hielt es für ihre Pflicht, sich um politische Fragen zu kümmern, die Menschen aufzurütteln und — jeder an seinem Platz — die „Freiheit der Chance“, die die Demokratie bietet, so gut wie möglich auszunützen. (Wenige Wochen nach dem Treffen berichtete ein Teilnehmer, daß er einer politischen Partei beigetreten sei.) Einige Teilnehmer verhielten sich zunächst zurückhaltend. Sie wollten sich kritisch umschauen, die Verhältnisse prüfen, ebenso die Parteien und ihre Vertreter. Die ersten Erfahrungen schreckten hier manchen Willigen ab. Etwa jenen Heimkehrer, der sich bei einer Stadtverwaltung um eine Stelle bewarb und bei der ersten Vorstellung darauf hingewiesen wurde, daß man im Stadtrat politisch so und so eingestellt sei und man ihm raten möchte, vor jeder Bewerbung einer bestimmten Partei beizutreten, um so seine Aussichten zu steigern. Oder jenen andern, dem man sagte, wenn er die begehrte Stelle haben wolle, müsse er sich aktiv am kirchlichen Leben beteiligen. Kein Wunder, daß im gleichen Atemzuge die alten Vorwürfe auftauchten: die Politiker sind Geschäftemacher, Geschäftlhuber und Egoisten, denen es nur um einen Posten, aber nicht um die Sache geht; die Kirche vermengt Religion mit Politik. Irgendwie, schien uns, klang aus aller Kritik der Heimkehrer eine große Sehnsucht nach dem Menschen durch, der nicht als Glied eines Apparates oder Funktionär einer Organisation handelt, sondern einfach als Mensch, der gewiß auch seine Schwächen hat, bei dem man aber doch spürt, daß sein Tun aus einer echten Überzeugung fließt.

Wir fassen zusammen: Der Großteil der Heimkehrer bejaht die Mitarbeit in der Politik, die für viele mit Parteipolitik zusammenfällt, während ein anderer Teil sich von der reinen Parteipolitik, mindestens vorläufig, fernhält. Viel besprochen wurde die Frage, wie die Heimkehrer in die Politik

„einsteigen“ können. Als Lösung erschien: jeder tue an seiner Stelle und für seine Person das ihm Mögliche, etwa im Gemeinderat; andere hielten bereits Vorträge über ihre Erlebnisse. Einig waren sich alle, daß die Heimkehrten die Daheimgebliebenen aufrütteln müssen, ihre Unruhe weiterpflanzen, als „Sauerteig des Volkes“ wirken und auf diese Weise dafür sorgen, daß sie nicht selbst im Lauf der Zeit, wie manche befürchteten, in den Sog der Gleichgültigkeit und des rein persönlichen Interesses hineingezogen werden.

Das Bild des Spätheimkehrers²

Die Spätheimkehrer von 1953/54 sind nicht zu vergleichen mit ihren Kameraden, die 1949 aus der Gefangenschaft zurückkamen. Gelegentlich waren sich die Heimkehrer über dieses Urteil selbst nicht ganz einig. Im allgemeinen waren die jüngsten Heimkehrer gut genährt; die Rationen waren in den Lagern höher als früher, „damit wir die Norm erfüllen konnten“, die Pakete aus der Heimat flossen reichlicher. Einmütig lobten alle Heimkehrer die Paketaktion der Caritas und der Inneren Mission. Immer wieder fiel der Name von Bischof Heckel, dem die Teilnehmer wiederholt Danktelegramme und Grüße zukommen ließen. Da die meisten Heimkehrer in den letzten Jahren mit ihren Angehörigen in Briefwechsel standen, waren sie meist über die Familienereignisse und -schicksale unterrichtet. Der Gedanke an Frau und Kinder hatte, wie fast alle Aussagen bezeugen, den Gefangenen Halt und Hoffnung gegeben. In ihrer Abgeschlossenheit trugen sie Tag und Nacht das Bild der Gattin oder ihres Jüngsten, den sie vielleicht zum letztenmal vor acht und mehr Jahren im Korbwagen sahen, in der zerschissenen Tasche und noch mehr im Herzen. Die Erinnerung an die Frau bewahrte viele im Lager vor Fehlritten, wie sie jeden, der hinter Stacheldraht saß, einmal bedrohten. Schwierigkeiten eigener Art brachte das Lagerleben den Jüngeren, die als 15- und 16jährige in die Gefangenschaft kamen. „Plötzlich spürten sie, daß sie Männer geworden waren.“

Die erste Begegnung mit Frau und Kindern auf dem heimatlichen Bahnsteig war für viele Heimkehrer anders, als sie es sich in ihrer Phantasie jahrelang ausgemalt hatten. „Ich stürzte aus dem Zug der winkenden jungen Frau entgegen, fiel ihr um den Hals und begrüßte meine Frau. In Wirklichkeit war es meine erwachsene Tochter. Mit Tränen in den Augen stand meine wirkliche Frau daneben. Die erste Mißstimmung war da.“ Enttäuschung auf beiden Seiten. Der Gefangene sah im Geiste immer noch das Bild jener lieblichen Gattin, wie er sie 1942 oder 1943 verlassen hatte. Inzwischen hatte sich die Frau durch die harten Kriegsjahre durchgekämpft, stand Schlange vor dem Wohnungsamt und dem Bäckerladen, härmte sich

² Vgl. zu diesem Abschnitt: Kurt Glauker, Die Dystrophie als psychosomatisches Krankheitsbild. Urban u. Schwarzenberg, München. (228 S.) DM 14,80. Glauker, der als Chefarzt des einzigen Heimkehrersanatoriums in der Bundesrepublik jahrelang Hunderte von Heimkehrern behandelte, kommt zu dem Ergebnis, daß die Dystrophie nicht nur eine physische, sondern auch eine seelische Erkrankung ist und daher nur von dieser doppelten Sicht her geheilt werden kann.

um den fernen Gatten — und war gealtert. Die Sorgen der Kriegs- und Nachkriegsjahre hatten sich ihren Zügen eingeprägt. Der Heimkehrer aber erwartete eine blühende junge Frau. Der umgekehrte Fall kam ebenso häufig vor. Ein lebensfroher, kraftstrotzender Mann war gegangen, ein Gebrochener und ein Krüppel kehrte heim. Resigniert stellte ein Architekt fest: „Gestern wurde meine Ehe geschieden.“ Beglückend heben sich von diesen Bildern die Schilderungen jener Heimkehrer ab, die sich vom ersten Augenblick an mit ihrer Frau verstanden und von ihr verstanden wurden.

Doch immer wieder betonten sie: „Wir müssen viel Geduld miteinander haben.“ Denn die Umstellung war für die Heimgekehrten nicht leicht. Angefangen von den einfachsten Dingen des Alltags. Sie fanden sich z. B. im Trubel des Großstadtverkehrs nicht zurecht, hatten Hemmungen, in die Öffentlichkeit zu gehen; einige sprachen von „Platzangst“. Ein junger 25jähriger heimatloser Heimkehrer, den eine ältere Dame aufnahm, gestand: „Als wir zum erstenmal in ein Kaffee gingen, bekam ich Angst, als ich die Leute an den Tischen sah. Ich kehrte unter der Türe um und lief davon.“ Fast übereinstimmend erklärten alle Teilnehmer: „Man muß Geduld mit uns haben, es stürmt zuviel auf uns ein, wir wollen unsere Ruhe und brauchen Zeit, uns umzustellen und das Erlebte zu verarbeiten. Fast alle sind wir irgendwie seelisch krank.“ Und ein Studienrat: „Ein Freund wurde einige Zeit vor mir entlassen. Als ich heimkam, sandte er mir einen langen Brief mit Verhaltensmaßregeln für die ersten Monate. Ich lachte darüber, heute bin ich ihm dafür dankbar; denn er hatte mit seinen Erfahrungen nur zu recht.“ Alle Sprecher bezeugten, daß die Erlebnisse in der Gefangenschaft sehr stark, oft wie ein Alpdruck, im Traum und Wachsein in ihnen nachwirken und sie den Familienangehörigen und Arbeitskollegen oft wie geistesabwesend vorkommen lassen. Das bewiesen auch die Gespräche der Teilnehmer unter sich: immer wieder standen die Jahre der Gefangenschaft und die Erlebnisse in den Lagern im Mittelpunkt ihres Gedankenaustausches. Dazu kam der Gedanke an die Kameraden, die im Osten noch auf die Heimkehr warten.

Alle Heimkehrer bekundeten den Willen, sich möglichst schnell wieder in das Familien- und Berufsleben einzureihen. Sie wollten nichts wissen von dem Typ des „ewigen Heimkehrers“, den es natürlich auch gibt, der nicht nur versucht, aus seiner Situation alle möglichen Vorteile herauszuschlagen, sondern sich in eine Dauerhaltung einlebt und selbst so den Anschluß verpaßt. Am allerwenigsten wollten die Heimgekehrten bemitleidet sein, weder von ihrer Familie noch von den Berufskollegen oder Behörden. Am liebsten ist es ihnen, wenn man gar kein Aufsehen um sie macht und sie nimmt, wie sie sind. Sie wollen mit ihren Schwierigkeiten selbst fertig werden, erwarten allerdings, daß man diese nicht noch durch bürokratische Paragraphenreiterei und Nicht-Verstehen-Wollen verstärkt.

Die Schwierigkeiten in der Familie entspringen vor allem drei Wurzeln. 1. Der Mann muß erleben, daß die Frau zu selbständig geworden ist. Er

fühlt sich überflüssig und ist voller Minderwertigkeitskomplexe. Umgekehrt fällt es der Frau schwer, nachdem sie jahrelang alle Schwierigkeiten selbst gemeistert hat, ihre Führung dem heimgekehrten Mann abzutreten, der sich im Alltag kaum zurechtfindet. 2. Der Mann stellt zu große Ansprüche an die Frau. Er glaubt, sie dürfe jetzt nur noch für ihn dasein, müsse gleichsam nachholen, was er in den Jahren der Trennung verloren hat. 3. Ein Krisenherd kann die Beziehung des Mannes zu den Kindern werden. Manche erwachsenen Söhne und Töchter weigerten sich, den Heimkehrer als ihren Vater anzuerkennen. „Wir hatten ihn uns anders vorgestellt“, „wir kamen bisher ohne Vater aus“ oder: „meine 18jährige Tochter brachte es drei Monate lang nicht fertig, mich Vater zu nennen.“ Die größte Schwierigkeit des Verständnisses liegt aber meist auf seiten des Heimkehrers. Einige ihrer Eindrücke: die Jugendlichen sind sehr gut angezogen, aber sehr ungezogen, sie gehorchen schlecht, lassen sich vom Vater nichts sagen, fragen nicht, ob sie abends ausgehen dürfen. Ihre schulischen Leistungen, vor allem die Rechtschreibung, sind mangelhaft. Sie sind stark auf rein materielle Dinge aus, denken nur an Ferienfahrt, Camping, Kino und Auslandsreisen. Umgekehrt sind sie sehr selbständig. Das Geld für die Erfüllung ihrer Wünsche wollen sie durch Ferienarbeit auf Baustellen selbst verdienen. Ihre Ansprüche sind gewachsen. Sie sind überraschend gut bewandert in den Filmen und der Literatur der USA, zeigen dabei aber ein eigenes und kritisches Urteil. Die Jugendlichen haben einen festen Standpunkt, den die Urteile der Eltern, die sie nicht vom Standpunkt der Autorität, sondern als Partner betrachten, nicht zu erschüttern vermögen. Sie nehmen die Ansichten der Eltern zur Kenntnis, wollen aber die eigene ebenso hoch geschätzt wissen. Gesamturteil: „Unsere erwachsenen Kinder wollen ernst genommen werden. Wir dürfen sie nicht mehr mit früheren Maßstäben messen. Nicht die Kinder, wir müssen uns umstellen.“

Viele Schwierigkeiten erwachsen den Heimkehrern aus der Berufsfrage. Jene Glücklichen sind in der Minderheit, die nach der Rückkehr sofort als Beamte oder Angestellte ihre alte Stelle wieder einnehmen konnten. Aber selbst in diesen günstigen Fällen blieben die Schwierigkeiten nicht aus. Das Wissen zeigte bedenkliche Lücken, man kannte sich in den neuesten Fertigungsmethoden nicht aus, „die Kollegen sprechen eine neue Sprache“, das Arbeitstempo ist beschleunigt. Vor allem war man seelisch den Anforderungen nicht gewachsen. Ein Volksschullehrer etwa mußte nach zwei Tagen seinen Unterricht wieder aufgeben, weil er einfach nicht mehr konnte. Dazu kam in vielen Fällen das Unverständnis der Vorgesetzten und Kollegen. „In den vier Wochen, seitdem ich im Betrieb bin, hat man mich kein einziges Mal gefragt, wie es mir geht und was ich erlebt habe.“ Auch hier wie in der Familie eine Summe von negativen Erlebnissen, die — wie alle Teilnehmer versicherten — in ihnen mehr oder minder starke Minderwertigkeitskomplexe auslösten. Diese Komplexe waren noch stärker bei jenen, die Dutzende von Bewerbungsschreiben losließen, aber immer die stereotype

negative Antwort erhielten: „Sie sind leider zu alt, waren zu lange aus der Praxis, Sie kommen zu spät“ (auch das wurde geschrieben). Am stärksten leiden die jungen Heimkehrer an der ungelösten Berufsfrage. Etwa 28- bis 30jährige, die kurz vor Abschluß des Abiturs eingezogen, oder die Lehrlinge, die vor der Prüfung nach dem Osten verschleppt wurden. Soweit möglich hatten sie sich in den Lagern weitergebildet. Umgekehrt konnten auf den Tagungen die anwesenden Sachbearbeiter des Arbeitsamtes und des Heimkehrerverbandes gangbare Wege weisen und neue Hoffnung wecken. Es sei auch nicht verschwiegen, daß, wie viele Berichte bestätigten, auch rühmliche Gegenbeispiele vorliegen, großzügige Hilfe und Entgegenkommen der staatlichen und kommunalen Behörden, private Initiative von Unternehmern, die es sich als Ehre anrechneten, den Spätheimkehrern zu helfen, wo sie nur konnten.

Das religiöse Problem

Nicht von ungefähr stand die religiöse Frage im Mittelpunkt aller Aussprachen. Von den verschiedensten Richtungen her wurde sie angepackt, oft im Zusammenhang mit der Frage nach dem Sinn der „verlorenen Jahre“. Die wenigsten allerdings gaben sich oder konnten sich darauf eine befriedigende Antwort geben. Die meisten haben ihr Schicksal einfach hingenommen, ohne viel über das Warum und Wofür nachzuzugröbeln. In den Jahren des Hungers waren sie auch physisch dazu gar nicht imstande. Immerhin gibt die Antwort auf unsere Frage: „Hat Ihnen die christliche Religion in Ihren schweren Jahren einen Halt gegeben?“ zu denken. Der Großteil der Tagungsteilnehmer hat sie verneint. Was sie hielt, war der Gedanke an die Heimat, die Familie, die Hoffnung auf Rückkehr schlechthin, das Bewußtsein, daß die Heimat sie nicht vergessen hat. Wir glauben allerdings nicht, und darin bestärkten uns die Gespräche von Mann zu Mann, daß die Heimkehrer nicht religiös seien oder den Glauben an Gott ablehnten, zumal sie ja nach ihrem eigenen Geständnis gerade im Osten das Opfer eines gottfernen Regimes geworden waren. Ein heimgekehrter katholischer Geistlicher bestätigte diesen Eindruck dahin: der religiöse Hunger der Kameraden war sehr groß, das Christentum vieler war aber ein reines Gewohnheitschristentum und „Brauchtum“. Manchen fehlte der Mut, den Glauben zu bekennen aus Furcht, von den Russen dafür bestraft zu werden. Das Schockerlebnis der Gefangenen hat ohne Zweifel auch ihre religiöse Haltung beeinflußt. Immer wurde auch betont, daß es letzte Werte und Ordnungen geben muß, daß der Mensch mehr ist als der Ochse im Stall und die Nummer am Schaltbrett. Aber der Generalnenner dieses Glaubensbekenntnisses ist sehr dürftig. Man könnte ihn umschreiben mit dem Glauben an das Menschliche; einer nannte es das Ideal der Humanität. Gewiß gab es in vielen Lagern, wie ein evangelischer Pfarrer durch seine eigenen Erfahrungen eindrucksvoll belegte, religiöse Gruppen, welche die Bibel lasen, die Predigt hörten und die Messe mitfeierten. Aber es war eine kleine Zahl. Die Mehrheit der Mit-

gefangenen stand, wie es ein Studienrat formulierte, abwartend und neutral abseits. „Wir achteten unsere gläubigen Kameraden, schätzten sie hoch, beneideten sie bisweilen sogar um ihren Glauben“, das war aber auch alles.

Immer wieder betonten die Sprecher, daß es in den Lagern keine Trennung nach Kirchen und Konfessionen gab. „Wir waren alle eins. In der Gefangenschaft gab es keinen Unterschied zwischen Konfessionen. Es gab nur die Achtung des einen Kameraden vor der Anschauung des andern, auch in religiösen Fragen. Was uns verband, war die eine und gleiche Sehnsucht nach der deutschen Heimat.“ Die dadurch entstandene Gemeinschaft und Übereinstimmung führt notwendig zu der Erwartung, daß die Heimat jeder Zersplitterung vorbeuge und sich z. B. in der Jugenderziehung zur Gemeinschaftsschule bekenne. Gleichzeitig müsse natürlich jedem Kind die Möglichkeit zu einer freien religiösen Betätigung nach dem Wunsch der Eltern gegeben sein.

Immer wieder wurde der Gedanke der Toleranz als oberstes Grundgesetz des menschlichen Zusammenlebens betont. Man lehnte radikal jede totalitäre und autoritäre Lebensform ab, die politische ebenso wie die religiöse der Kirchen, denen es wie den Parteien doch nur um Machtpositionen gehe. Gewiß, man läßt eine Art von „allgemeinem Christentum“ gelten. Aber das ist doch mehr ein Bekenntnis zu einer „natürlichen Religion“. Das Bewußtsein des dogmatisch gebundenen und geoffenbarten Glaubens fehlt den meisten. Das oben berichtete Bekenntnis des Jugoslawienheimkehrers blieb eine Ausnahme. Christus ist nicht der menschgewordene Gott, sondern eine sittlich hochstehende Person wie Buddha und Mohammed. Die Glaubenslehren der Kirche sind fragwürdig geworden. Ein Beispiel: Ein Heimkehrer erzählte entrüstet, daß seine Nichte daran glaube — so hatten es sie Ordensschwwestern gelehrt —, daß Gott einmal im Jenseits die im rechten Sinne getragenen Leiden belohnen werde.

Zusammenfassend läßt sich sagen: man glaubt grundsätzlich noch an das Christliche, wenn man aber fragt, was dieses Christliche ist, scheiden sich die Geister. Für die einen ist es ein mehr oder minder verdünnter Humanismus, für andere ein philosophischer Glaube oder eine Summe von moralischen Vorschriften. Die meisten lehnen die Form des „gebundenen Glaubens“ in einer Kirche ab, werfen den Kirchen vor, sie seien intolerant, betonten zu wenig das Gemeinsame und Einigende (hier wurde die Entscheidung Roms gegen die „Una sancta-Bewegung“ zitiert), stritten sich um Äußerlichkeiten, erstickten im Organisatorischen, seien nicht mehr lebendig, die Pfarrer seien Beamte. Als Gesamteindruck stellen wir fest: 1. Die Heimkehrer — und nicht nur sie — kennen die Wahrheiten der christlichen Religion nicht mehr. Es zeigt sich ein erschreckender Substanzverlust. Zunächst ist das ein Mangel an dem einfachsten religiösen Wissen, das gleichsam umgekehrt proportional ist zum beruflichen Wissen. „Viele meiner Kameraden baten mich, ihnen den Text des Vaterunsers aufzuschreiben, da sie ihn nicht mehr kannten“, erklärte ein katholischer Geistlicher. (Hier klang

manches an über die Frage der Glaubensverkündigung, die zeitnahe Predigt, das Vorleben statt Vorpredigen — „die Pfarrer sprechen nicht mehr die Sprache unserer Zeit, sie fahren in alten verrosteten Geleisen, sie wissen ja gar nicht, was uns drückt“. Dabei zeigte sich weiter, daß die Menschen vielfach gar kein Organ für den Glauben mehr haben. Es gilt nur noch das Sicht- und Greifbare, das Meß- und Wägbare. Die Heimkehrer stehen mit ihren weltanschaulichen Ansichten vielfach noch auf dem Boden des wissenschaftlich längst überholten Materialismus Häckelscher Prägung. Nicht zufällig wurden viele Argumente gegen den Glauben von dieser Basis aus vorgetragen. 2. Im allgemeinen bekennt man sich zum Christentum, aber seine Werte erscheinen für den Alltagsgebrauch zu abgegriffen. 3. Man will keine „Ideen an sich“, sondern konkrete Beweise und ihre praktische Wirkung im Alltag sehen. Immer wieder tauchte der Vorwurf auf, Religion und Leben seien getrennt. Vielfach leitete man dann, indem man Ursache und Wirkung umkehrte, die Folgerung ab, daß die Religion vom Leben getrennt sein muß, z. B. keine Klerikalisierung der Politik, die Kirche hat in Schulfragen nicht hineinzureden. 4. Den größten Eindruck machte auf die Heimkehrer die soziale Tätigkeit der Kirchen, die sie ja am eigenen Leib verspürten. (Lob eines Heimkehrers: „In unserer Allgäuer Gemeinde wurde für die Innere Mission gesammelt. Obwohl von 60 Familien nur eine evangelisch ist, die andern katholisch, gaben alle vorbehaltlos, weil ich den Leuten erzählt hatte, was wir in Rußland den Kirchen durch ihre Paketspenden verdankten. Das ist praktisches Christentum!“)

Ergebnis

Wir schließen unseren Bericht mit einem uneingeschränkten Lob für die Heimkehrer. Selten fanden wir so aufgeschlossene, wissenshungrige Menschen, selten so objektive Gesprächspartner, die der gemeinsame Wille zum Anhören und Verstehen des andern beseelte, die nicht nur ihre eigene Meinung gelten ließen, vielmehr Toleranz im Vollsinn des Wortes übten, die auch bereit waren, die Gegenansichten anzuhören und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Und noch eines: diese Menschen hatten die Gabe der Geduld, sie konnten hören — man mußte es erlebt haben, wie sie förmlich am Mund der Redner hingen — und konnten diskutieren: sachlich, kritisch und logisch. Für alle Teilnehmer dieser Gespräche lag darin vielleicht der größte Gewinn: wir haben den Menschen kennengelernt, wie er wirklich ist, den Helden und Heiligen, der sich verzehrt für den Kameraden, den Schuft, den Verräter und „Singvogel“ (Denunziant): „Angst, Feigheit, Verrat, Treue, Tapferkeit, Kameradschaft, Gott, Teufel, alles wohnte dort nahe beieinander.“ Vielleicht war diese Erkenntnis für manche Gesprächspartner eine Ent-täuschung. Hoffentlich, denn sie wäre zum Heil, weil sie die große Täuschung des 19. Jahrhunderts, das allzu optimistisch nur an den „guten“ Menschen — aber nicht an den gefallenen glaubte, zerschlagen hat und damit den Weg zum Neubeginn freigibt.